

JOANNA SCHAFFHAUSEN



ALL DIE
DUNKLEN
AUGEN

THRILLER

dtv

Über das Buch

Die Polizistin Ellery will sich endlich von den dunklen Schatten ihrer Vergangenheit lösen. Da wird sie von FBI-Agent Reed Markham um Hilfe bei der Lösung eines lange zurückliegenden (und sehr persönlichen) Falls gebeten: Es geht um den brutalen Mord an Reeds Mutter, als er noch ein Baby war. Hatte sein Adoptivvater, damals ein ehrgeiziger junger Politiker am Beginn einer vielversprechenden Karriere, etwas mit dem Mord zu tun? Reed und Ellery fliegen nach Las Vegas, um gemeinsam herauszufinden, was damals geschehen ist. Auch wenn die Wahrheit noch so bitter sein sollte. Dabei stören sie einen Mörder auf, der sich jahrzehntelang in Sicherheit glaubte.

»Packend und aufregend!« (Booklist)

JOANNA SCHAFFHAUSEN

**ALL
DIE DUNKLEN
LÜGEN**

THRILLER

Deutsch von
Irene Eisenhut

dtv

*Für Garrett,
der meine Narben sah und sich nicht daran störte.
Ich liebe dich noch mehr.*

Las Vegas, 1974

Camilla Flores war in ihrem Leben stets zur falschen Zeit am falschen Ort gewesen, angefangen mit dem Tag ihrer Geburt, sechs Wochen zu früh, in Puerto Rico, bevor ihre Mutter das Meer hatte überqueren und amerikanischen Boden betreten können. Wäre Cammie nur wenige Tage länger im Mutterleib geblieben, hätte sie als gewöhnliche Bürgerin gegolten und die gleichen Rechte wie jeder andere im Land gehabt. Stattdessen musste sie achtzehn Jahre später nach Las Vegas ziehen, um ihre Art von Glück zu suchen. Jetzt lebte sie in einem schäbigen Apartment mit Blick auf eine blassrosa Felslandschaft und verbeulte Mülltonnen am Straßenrand. Sie besaß einen durchgerosteten Elektroherd, bei dem nur eine der beiden Kochplatten funktionierte, und ein sieben Jahre altes Auto mit kaputter Lichtmaschine. Cammies Kontostand betrug aktuell zweihundzwanzig Dollar, während sich die Rechnung für die Reparatur des Autos auf fast einhundert belief. Aber vielleicht hatte sie dieses Mal Glück.

»Und denen ist wirklich egal, dass ich komme und nicht du? Bist du dir sicher?«, fragte sie zu Angela gewandt, während sie in den engen, mit goldenen Pailletten besetzten Glitzerrock und schließlich in die hochhackigen Schuhe schlüpfte.

Angie, die auf der gegenüberliegenden Seite des Zimmers im Bett lag, schaffte es, das fiebrige Zittern lange genug zu unterbrechen, um Cammie von Kopf bis Fuß zu betrachten. »Machst du Witze? Schau dich an. Ich wünschte, ich hätte deinen Hintern. Außerdem werden sie den Unterschied wahrscheinlich gar nicht bemerken. Du weißt doch, wie es ist – das Einzige, was sie wahrnehmen, ist die braune Hautfarbe.«

Als Cammies und Angies Blicke sich für einen Moment im Bodenspiegel trafen, musste Cammie lächeln. Selbst hohes Fieber und Schüttelfrost konnten Angies bissigem Humor nichts anhaben. Cammie war in Puerto Rico und Angie in Kolumbien geboren worden. Doch in Las Vegas hielt man sie stets für Mexikanerinnen, weil es das nächstgelegene Land war, aus dem Menschen mit einer dunkleren Hautfarbe kamen. Mr Crocker, ihr gruseliger Vermieter, lungerte immer dann draußen herum und täuschte dringende Wartungsarbeiten vor, wenn Cammie und Angie ein wenig Zeit hatten, um in der Sonne zu liegen. Ständig verwechselte er ihre Namen, und es war ihm egal, wenn sie ihn korrigierten. »Eine Maisflade ist so gut wie die andere«, pflegte er zu sagen.

Cammie trug Make-up und Lidschatten auf wie eine Kriegsbemalung, bevor sie gleich in die Schlacht ziehen würde. Mit den falschen Wimpern, dem Rouge auf ihren Wangen und dem toupierten Haar sah sie aus wie eine Edelprostituierte, weshalb sie ein kurzes Dankgebet zum Himmel schickte, dass ihre Mutter nicht mehr lebte und sie in dieser Aufmachung sah. Sie hätte sie nicht wiedererkannt. Vermutlich genauso wenig wie ihre Kolleginnen, die gerade im Howard Johnson bedienten. Doch das war der Sinn der Sache. Heute Abend war sie nicht Cammie, sondern Angie. Und sie würde dreihundert Dollar verdienen.

Beim Gedanken daran packte sie ein Schauer der Erregung, und ihre entblößten Schultern zitterten. »Erklär mir bitte noch einmal, was ich machen muss, Angie«, sagte sie zum Spiegelbild ihrer Freundin.

Angie hustete. Ein rasselndes, keuchendes Geräusch, das in Cammie jedes Mal leichte Beunruhigung auslöste. Vielleicht könnte sie einen Teil von den dreihundert Dollar ihrer Freundin geben, damit sie sich von einem Arzt untersuchen ließ. »Du gehst zu Zimmer 611 und klopfst an die Tür«, antwortete Angie von ihrem Kissenlager aus. »Mark wird mit den anderen dort sein. Da es bereits nach zehn ist, werden sie schon richtig abgefüllt sein.

Leg einfach Musik auf und wackle in deiner Unterwäsche herum. Wenn dir danach ist, mach sie dabei ein bisschen an. So kriegst du mehr Geld.«

Cammie verzog sich selbst gegenüber das Gesicht, als sie darüber nachdachte. »Aber ich gehe nicht aufs Ganze, richtig? Ich muss mich nicht ausziehen oder ...« Sie ließ den widerwärtigsten Teil des Satzes unausgesprochen.

Angie hob den Kopf. »Nein! Menschenkind, Cammie – denkst du etwa, dass ich anschaffen gehe? Ich bin Tänzerin und keine Nutte. Mehr als ein bisschen Anfassen ist nicht erlaubt. Mark weiß, wie alles läuft. Ich habe das schon viele Male für ihn gemacht.«

»Sehr gut. Ich bin froh, dass jemand da ist und sich auskennt«, murmelte Cammie und zog den kurzen Rock bis zum Knie herunter. Als wäre es von Bedeutung, wie viel Bein sie jetzt zeigte, wenn sie das Ding sowieso bald ausziehen würde.

»Du machst dich jetzt besser auf den Weg.«

Wie aufs Stichwort hupte das Taxi vor der Tür. Cammie wischte sich die feuchten Hände auf den Hüften ab. Niemand wollte eine Stripperin mit Angstschweiß auf der Haut tanzen sehen. Sie warf einen letzten Blick in den Spiegel, streckte das Kinn vor und zwang sich zu einem selbstbewussten Gesichtsausdruck, auch wenn sie sich überhaupt nicht so fühlte. In zwei Stunden würde sie alles hinter sich gebracht und dreihundert Dollar in der Tasche haben. *Ohne Fleiß kein Preis, Chica*, sagte sie sich. »Schlaf ein bisschen«, meinte sie zu Angie und vergewisserte sich, dass ihre Freundin fest zugedeckt war. Angie kuschelte sich ein, die Augen bereits geschlossen.

Cammie stieg in das wartende Taxi ein und wies den Fahrer an, zum MGM Grand Hotel und Casino zu fahren, der neuen Nobelherberge auf dem Las Vegas Strip. Beim Gedanken, es zu betreten, begann ihr Magen nervös zu flattern. Nach der Eröffnung des Caesars Palace vor fast zehn Jahren hatte es so ausgesehen, als würden keine großen protzigen Hotels mehr gebaut. Jetzt überragte das MGM mit seinen unzähligen Suiten und

dem pyramidenartigen Eingang alle anderen Gebäude auf dem Las Vegas Boulevard. Cammie hatte gelesen, dass die Promis scharenweise herbeiströmten und dort übernachteten. Als sie die opulente, überwältigende Empfangshalle betrat, kam sie sich vor wie ein Filmstar. Glitzernde Kristalllüster hingen von der Decke herab, und glänzende weiße Statuen verliehen dem Raum eine exklusive Note. Sie konnte das Geld beinahe riechen.

Einen Moment später stand sie vor Zimmer 611, ein Lächeln im Gesicht und bereit für das Geschäft. »Hallo, wurde aber auch langsam Zeit«, meinte der Mann zu ihr, der die Tür öffnete. Von Angie wusste sie, dass Mark über fünfzig war, Bankangestellter mit dicker Brille und Bierbauch. Dieser Kerl jedoch war jünger. Er trug einen taubenblauen Jogginganzug und eine Rolex, die unter einem Ärmel hervorlugte. »Komm rein, Schätzchen!«

Cammies Lächeln erstarb, als sie den lusternen Blick in seinen Augen sah, aber er schob sie energisch in den Raum hinein.

»Meine Herren, es geht los!«, verkündete er. »Showtime!«

Ein halbes Dutzend Männer unterschiedlichster Gestalt und Größe wandten sich um und stierten sie an. Cammie erstarrte. Das Zimmer war genau so, wie sie es sich vorgestellt hatte. Schwere Vorhänge, dicker Teppich, Plüschsessel, ein Fernsehschrank und ein niedriger Couchtisch, auf dem verschiedene alkoholische Getränke und halb gegessene Shrimp-Cocktails standen. »Sind Sie Mark?«, fragte sie den nächstbesten Mann in ihrer Nähe.

Der Mann hinter ihr berührte ihren nackten Rücken, sodass sie zusammenzuckte. »Mark ist heute Abend nicht da, Schätzchen. Stattdessen hat er uns diese Suite überlassen. Du kannst mich Rob nennen.«

Aus der Art, wie die Männer kicherten, schloss Cammie, dass dies nicht sein richtiger Name war. Was ihr eigentlich egal war, solange er Geld hatte. »Ich bin Angie.«

»Na dann, Angie ... die Bühne gehört dir.«

Er schaltete die Musik ein – aus der teuren Stereoanlage erklang eine Big-Band-Nummer mit vielen Bläsern – und Cammie legte los. Sie tanzte den Shimmy, wiegte sich hin und her, kam den Männern so nahe, dass sie sie fast berührte, und bewegte sich dann geschmeidig wieder zurück. Die Kerle grinsten, schrien und johlten während ihrer Tanzdarbietung. Es war einfach, sich für jemanden anderes auszugeben, da keiner von ihnen ihr ins Gesicht sah. Wenn sie bereit waren, ihr einen Haufen Kohle dafür zu zahlen, dass sie ein paar Minuten lang die Hüften kreisen ließ und mit dem Hintern wackelte, wäre dies das am leichtesten verdiente Geld ihres Lebens.

Vielleicht, ging es ihr durch den Kopf, als sie Robs Hand auswich, die nach ihr grabschte, während sie einen Twist tanzte, sollte ich darüber nachdenken, das hier hauptberuflich zu machen und mit Angie zusammenzuarbeiten.

Sie tanzte drei Lieder in zwanzig Minuten, so wie Angie es ihr gesagt hatte. Am Ende war sie außer Atem, ein leichter Schweißfilm lag auf ihrer Haut, und sie trug nur noch einen Stringtanga und einen Halbschalen-BH. »Vielen Dank, meine Herren«, sagte sie und hob den Rock vom Boden auf. »Es war mir ein Vergnügen, aber jetzt ist es Zeit für mich zu gehen.« Sie hoffte inständig, dass ihre Darbietung genügte, um bezahlt zu werden. Angie hatte ihr nicht genau erklärt, wie sie das Honorar einkassieren sollte.

Als Cammie sah, dass Rob nach seiner Brieftasche griff, war sie erleichtert. »Ich werde dich hinausbegleiten«, sagte er lallend und wild Richtung Ausgang gestikulierend.

Sie folgte ihm in die enge Diele, wo beide stehen blieben. Nur wenige Meter trennten sie von der Freiheit jenseits der Tür.

»Mark hat mir gar nicht gesagt, wie hübsch du bist«, murmelte er und berührte ihre Wange mit dem Handrücken.

Cammie zwang sich, nicht zurückzuweichen. »Danke für das Kompliment, aber ich muss jetzt wirklich gehen ...«

Torkelnd machte er einen Schritt auf sie zu, und sie konnte seine Alkoholfahne riechen. »Warum so eilig? Bleib doch noch. Hab 'n bisschen

Spaß.«

»Ich kann nicht. Tut mir leid, aber ...«

»Aber was?«, fiel er ihr ins Wort. »Du hast so 'n netten Hintern«, sagte er und griff danach. »Ja, wirklich nett. Mmm.«

Cammie versuchte, ihm auszuweichen, doch er hatte sie gegen die Wand gedrängt. »Rob«, sagte sie und versuchte, vernünftig und nicht verzweifelt zu klingen. »Ich habe es eilig. Das hier ist ein Geschäft, nicht wahr? Wenn ich bei meinem nächsten Auftritt nicht erscheine, wird mein Boss kommen und mich suchen.«

»Ach, ja? Er will das Geld, oder? Ich hab viel Geld. Hier, sieh mal.« Er zog ein Bündel Scheine aus seinem Geldbeutel und ließ sie wie einen Regenschauer auf sie herabrieseln. »Was bekomm ich dafür?«

Er betatschte ihre Brust und drückte sie derart fest, dass sie aufschrie. »Lass das!«, rief sie mit erhobener Stimme und hoffte, dass die Männer im Zimmer sie über die noch immer plärrende Musik hinweg hören würden. »Lass mich los!«

»Gleich.« Er begann, unter ihrem Rock herumzufummeln. »Ich will nur 'ne Kostprobe, Schätzchen. Nur 'ne süße kleine Kostprobe.«

Cammie presste die Augen zusammen und schrie aus voller Lunge. »Hör auf! Hilfe!«

»Halt die Klappe!«, zischte er und stieß sie derart fest gegen die Wand, dass Cammie Sterne sah. »Wenn du aufhören würdest, dich zu wehren, wäre alles schon vorbei!« Sie schrie weiter und drückte ihn weg, doch ihr Widerstand schien ihn nur noch mehr zu erregen. Seine Finger gruben sich in die weiche Haut ihres Oberschenkels, während er mit ihrer Unterwäsche kämpfte. »Halt still, verdammt noch mal!«

»Lass mich los!«

Sie hörte ein hämmerndes Geräusch und brauchte einen Augenblick, bis sie begriff, dass es nicht in ihrem Kopf war. Jemand schlug gegen die Tür. *Gott, ich danke dir.* Sie sackte in sich zusammen, als Rob zurückwich und sich

den Mund mit dem Ärmel abwischte. Er riss die Tür auf, und ein anderer Mann, groß und offensichtlich wütend, stürmte herein. Aber die Wut galt nicht ihr. Ein Blick auf ihren zerrissenen Rock und die Tränen in ihren Augen genügten ihm, um Rob beim Schlafittchen zu packen und ihn gegen den Wandschrank zu drücken, einen Arm an seiner Kehle. »Was zum Teufel machen Sie da?«

»N... nichts!«, keuchte Rob.

»Alles in Ordnung, meine Liebe?« Ihr Retter hatte einen Südstaatenakzent.

»Ja, mir geht's gut.« Sie sammelte die Scheine auf dem Boden ein, die man ihr schuldete, und noch ein paar mehr.

»Wir können den Sicherheitsdienst rufen, der holt die Polizei.«

»Nein! Äh, nein, danke!« Vorsichtig und auf wackeligen Beinen schob sich Cammie an den Männern vorbei und atmete erleichtert aus, als sie endlich im Flur stand, in Sicherheit. »Ich möchte einfach nur nach Hause gehen.«

Ihr Retter verpasste Rob noch einmal einen Stoß, sodass er zurück in das Zimmer taumelte. »Sie haben Glück«, rief er ihm zu. »Beim nächsten Mal habe ich vielleicht eine Waffe dabei.«

Er trat zu ihr. Jetzt erst, nachdem die Angst gewichen und ihr Blick wieder frei war, konnte Cammie den Mann richtig erkennen. Er hatte breite Schultern und kräftige Arme, unter dem Stoff der aufgekrempelten Hemdsärmel spannten sich die Muskeln. Mit blauen Augen schaute er sie besorgt an. »Alles in Ordnung mit Ihnen?«

Sie nickte und umklammerte noch immer das Geld. »Woher wussten Sie, dass ich in Schwierigkeiten war?«

»Ich habe Sie schreien gehört«, antwortete er und ein Lächeln umspielte seine Lippen. »Meine Suite ist da drüber. Möchten Sie mitkommen – und sich einen Augenblick setzen? Sie sehen noch immer etwas mitgenommen aus.«

»Oh, nein, ich glaube nicht. Es ist besser, wenn ich ...«

Er hob beschwichtigend die Hände. »Keine Annäherungsversuche – Pfadfinderehrenwort! Ich dachte nur, Sie möchten vielleicht einen Schluck Wasser trinken.«

Sie fasste sich mit der freien Hand an den Hals. Ihre Kehle fühlte sich tatsächlich wund an. Ihr ganzer Körper fühlte sich so an.

»Ich heiße übrigens Angus Markham«, sagte er, und dieses Mal glaubte Cammie, dass der Mann tatsächlich so hieß.

»Ich bin Camilla«, erwiederte sie. »Cammie.«

»Schön, Sie kennenzulernen, Cammie. Und Sie sind sicher, dass Sie kein Wasser möchten?«

»Ich könnte eher eine Zigarette gebrauchen«, sprudelte es aus ihr heraus. Er musste grinsen.

»Zigaretten habe ich auch. Kommen Sie mit!«

Sie ließ sich in seine Suite führen, die ein Spiegelbild derjenigen war, aus der sie gerade kam. Das Zimmer war aufgeräumt, lediglich ein Paar Schuhe stand auf dem Boden. Der Mann war ihr auf Strümpfen zu Hilfe geeilt. »Was führt Sie nach Las Vegas?« Diese Frage war ihr auf der Arbeit in Fleisch und Blut übergegangen. Sprich mit den Gästen, bring sie dazu, dich zu mögen, dann bekommst du mehr Trinkgeld.

»Eine Spendenveranstaltung«, antwortete er, während er sich an der Bar um die Getränke kümmerte.

Sie trat ans Fenster. Die Vorhänge waren nicht vollständig zugezogen, sodass die Lichter der benachbarten Casinos hereindrangen. Das rhythmische Blinken wirkte beinahe hypnotisch. Er berührte sie leicht am Arm, und Cammie drehte sich um. Angus Markham stand da, ein Glas Eiswasser und eine nicht angezündete Zigarette in der Hand. Er wartete, bis sie getrunken hatte, ehe er ihr die Zigarette gab. »Eine Spendenveranstaltung, wofür?«, fragte sie.

»Darf ich?«, fragte er lächelnd und zog ein silbernes Feuerzeug aus der Hosentasche, das aussah, als würde es so viel kosten wie ihre wöchentliche

Miete. Sie nickte und steckte sich die Zigarette in den Mund. Als er sich vorbeugte, um sie anzuzünden, nahm sie den Duft von Sandelholz auf seiner Haut wahr.

»Sie kommen aus dem Süden«, stellte sie fest und blies dabei den Rauch aus.

Er zündete sich ebenfalls eine Zigarette an und ließ das Feuerzeug zurück in die Hosentasche gleiten. »Ja, aus Virginia. Ich bin dort geboren und aufgewachsen. Und Sie? Woher kommen Sie ursprünglich? Nein, warten Sie. Lassen Sie mich raten.« Er betrachtete sie eindringlich, und Cammie wartete auf den üblichen Tipp – Mexiko. »Puerto Rico«, sagte er schließlich und nickte überzeugt. »Habe ich recht?«

»Ja«, erwiderte sie, während ihre Wangen sich vor Freude röteten. »Woher haben Sie das gewusst?«

»Ich kann Menschen gut lesen.« Dann beugte er sich zu ihr vor und senkte die Stimme verschwörerisch. »Außerdem ist es allgemein bekannt, dass die hübschesten Mädchen aus Puerto Rico kommen.«

»Ach, hören Sie auf!«, wehrte sie ab, aber dieses Mal meinte sie es nicht so. Ihr Blick wanderte zu seiner linken Hand: kein Ehering, und die Fingernägel waren sorgfältiger manikürt als ihre. »Sie haben mir nicht erzählt, wofür all diese Spenden sind, die Sie hier gesammelt haben.«

»Politik«, antwortete er, während er zurück zur Bar schlenderte und sich einen Drink zu mixen begann. »Die langweilige alte Politik. Und Sie sind sicher, dass Sie nicht doch etwas Stärkeres möchten?«

Sie betrachtete das schwere Kristallglas in ihrer Hand. *Stell dir vor, dir werden alle Getränke in solchen Gläsern serviert.* »Vielleicht einen Wodka auf Eis«, sagte sie. »Wenn Sie Wodka dahaben.«

»Meine Liebe, ich habe hier alles«, erwiderte er. Cammie erfasste ein angenehmer Schauer beim Singsang seines Südstaatenakzents. Als er ihr das gewünschte Getränk brachte, berührte er sie erneut – nicht mehr als ein

leichtes Streifen seiner warmen Finger auf ihrem Arm. Nichts Ungehöriges.
»Wollen wir?«, fragte er und deutete auf die Couch.

Cammie beschloss, sich mit ihm hinzusetzen. Nur kurz. Sie könnte so tun, als wäre das auch ihr Zimmer. Als würde sie keinen billigen Rock tragen und als würde kein Bündel verschwitzter Scheine in ihrer Handtasche stecken. Angus Markham saß sittsam einen halben Meter von ihr entfernt, den Körper ihr zugewandt.

»Tut mir leid, wie dieser Neandertaler nebenan sich Ihnen gegenüber verhalten hat«, sagte er nach einer kurzen Pause.

Ihr Gesicht wurde flammend rot. »Vergessen Sie's. Es ist vorbei.« Sie wollte nicht, dass er sie für Abschaum hielt. »Wissen Sie, das ist nicht das, was ich normalerweise mache. Ich bin heute Abend nur für eine Freundin eingesprungen. Sie ist krank.«

»Vielleicht sollten Sie Ihrer Freundin raten, sich eine sicherere Branche auszusuchen. Was machen Sie denn normalerweise?«

Sie zögerte, denn sie wusste, dass ihre eigentliche Arbeit in seinen Augen wahrscheinlich nicht viel besser war. »Ich bin Kellnerin«, antwortete sie und zwang sich zu einem breiten Lächeln. »Das kann ich Ihnen beweisen. Lassen Sie mich Ihr Getränk auffüllen.« Sie deutete mit dem Kopf auf sein Glas. »Wirklich, das ist das Mindeste, was ich tun kann.«

»Nein«, erwiderte er, und ein Lächeln umspielte seine Lippen. »Sie bleiben einfach hier sitzen und sagen mir, woher Sie dieses Volumen haben.«

Sie sah auf ihre Brust, und sein Blick folgte ihrem.

»Nein, Ihre Lungen, um derart laut schreien zu können«, stellte er klar.
»Ich vermute, dass man Sie noch in Texas gehört hat.«

»Oh, das«, sagte Cammie und wurde wieder rot. »Ich habe immer Sängerin werden wollen ...« Dann erzählte sie ihm von ihrer Kindheit und Jugend in Florida und von ihrer Mutter, die an Eierstockkrebs gestorben war. Mit ihr waren alle Hoffnungen und Träume, die Cammie je gehabt hatte, gegangen. Dieser Mann unterbrach sie nicht, wenn sie sprach. Er sah

ihr ins Gesicht und nicht auf den Busen. Sie spürte, wie er näher rückte, bis sie sich im unendlichen Blau seiner Augen spiegelte. »Wer bist du?«, murmelte sie, als sie die Hand ausstreckte, um sein Gesicht zu berühren.

»Ich werde eines Tages die Welt regieren«, antwortete er, ohne den Blick von ihr abzuwenden. »Aber heute Abend gehöre ich ganz dir.«

Als seine große Hand später unter ihren Rock wanderte, an den Blutergüssen vorbei bis dahin, wo ihre Unterwäsche in Fetzen herabhing, hielt Cammie ihn nicht davon ab. Sie wich ihm nicht aus. Der Protest erstarb auf ihren Lippen, als er sie küsste. Es war einfacher zu glauben, dass dies von Beginn an ihre Idee gewesen war.

1

Der Beamte des Dezernats für interne Ermittlungen, ein Mann mit eierförmigem Kopf und Glatze, musterte Reed über den Rand seiner Brille hinweg, während er ihm die Frage stellte. »Agent Markham, Sie befanden sich in nächster Nähe des Opfers, als Ms Hathaway schoss. Wie weit waren Sie entfernt?«

Wie weit? Nahe genug, dass er das Schießpulver hatte riechen können. Sie alle saßen an einem Konferenztisch in einem fensterlosen Raum in Boston, mitten im eiskalten Februar. Doch die Fragen versetzten Reed zurück in die feuchtwarme Farm, Holzsplitter so scharf wie Rasierklingen in seinen Händen und William Willett tot zu seinen Füßen.

»Ich stand sehr nahe bei ihm«, sagte er und setzte sich aufrechter. »Mr Willett, das Opfer, von dem Sie sprechen, hatte kurz vorher versucht, mich umzubringen.«

Der Polizeichef hustete auf diese Bemerkung hin, und der Beamte, der Reed vernahm, schürzte seine Lippen. »Ja, danke, wir haben Ihre Aussage gelesen.«

»Warum fragen Sie mich dann?«

»Um die Zusammenhänge nachzuvollziehen. Wir wollen sicherstellen, dass wir Ms Hathaways Handlungen voll und ganz verstehen, bevor wir zu einem Urteil kommen.«

Reed sah Ellery an, die neben dem Gewerkschaftsvertreter krumm auf ihrem Stuhl saß. Sie wirkte unzufrieden und am Ausgang dieses Verfahrens desinteressiert, obwohl gerade ihre Karriere auf dem Spiel stand. »Allein die Tatsache, dass wir hier zusammengekommen sind, bedeutet schon ein Urteil«, entgegnete Reed, während Ellery ihre Fingernägel betrachtete. Sie war die einzige Frau im Raum, stellte er fest und ließ den Blick über die

stirnrunzelnden Mitglieder des Dezernats für interne Ermittlungen und des Prüfausschusses für Schusswechsel schweifen – Männer mit Falten im Gesicht und Dienstgradabzeichen auf den Ärmeln. »Ich habe Ihnen etwas mitgebracht, damit Sie die Zusammenhänge nachvollziehen können.« Er beugte sich zu seiner Aktentasche herab und zog die sorgfältig vorbereiteten Hochglanzfotografien im Format 20 x 25 Zentimeter heraus, auf denen die Tatorte vom letzten Sommer zu sehen waren. Die Leichen beziehungsweise das, was von ihnen übrig geblieben war, ergossen sich auf den Tisch. »Bitte, bedienen Sie sich.«

»Agent Markham ...«

»Die Zusammenhänge«, fiel Reed ihm spitzbüngig ins Wort. »Aus dem Grund bin ich hier. Man begegnet Menschen wie diesen nicht sehr häufig – Sie haben wahrscheinlich noch nie einen kennengelernt, im Gegensatz zu mir. Ich habe sie zum Gegenstand meines Berufs gemacht, wie Sie bestimmt wissen. Auf meine Erfahrung und auf das, was ich Ihnen jetzt sage, können Sie sich verlassen. Willett war eine Killer-Maschine. Er brachte vier Menschen um, doch es hätten durchaus fünf oder sechs sein können. Wäre es so gekommen und wären die Suchtrupps auch nur etwas später aufgetaucht, hätten wir es jetzt mit einer ganz anderen Geschichte zu tun – eine mit Officer Hathaway als Opfer und Helden, die als Einzige erkannt hatte, dass ein Serienmörder jahrelang vor aller Augen sein Unwesen trieb. Sie teilte diese Befürchtungen ihren Vorgesetzten mit, aber niemand glaubte ihr.«

Ellery drehte sich zu Reed und sah ihn an. Sie war zum ersten Mal sichtlich interessiert und schien sogar zu lächeln. Der eierförmige Kopf des Beamten für interne Ermittlungen nahm einen leuchtend roten Farbton an. »Sie hat ihn gestoppt«, räumte er knapp ein. »Und dafür sind wir ihr alle dankbar. Aber sie hat Willett eine Kugel in den Kopf gejagt, und der Einschusswinkel legt nahe, dass er zu dem Zeitpunkt auf dem Boden lag.«

»Ich habe Ihnen doch gesagt, dass wir miteinander gekämpft haben.«

»Also hätte Ms Hathaway auch durchaus Sie treffen können.« Er stieß die Worte hervor wie Gewehrsalven. »Und genau das ist das Problem, das wir haben, Mr Markham. Hier spricht niemand von einer Anklage. Und niemand will Ms Hathaway bestrafen. Aber wir müssen sichergehen, dass sie für den Dienst geeignet ist und in zukünftigen Ermittlungen weder eine Gefahr für sich selbst noch für jemand anderen darstellt.«

Ellery sah den Beamten wütend an. Reed setzte an, um etwas zu sagen, doch der Ermittler kam ihm zuvor, indem er die Hand hob.

»Wir führen diese Untersuchung durch, um Ms Hathaway zu schützen«, fuhr er fort. »Sowohl sie als auch die Bürgerinnen und Bürger, die sie kraft eines geleisteten Amtseids vor Schaden bewahren will. Wenn sie die Anforderungen ihres Jobs nicht erfüllen kann, sollte sie sich besser einen passenderen Arbeitsplatz suchen.«

Seine Äußerung hing schwer im Raum. Die Männer betrachteten Ellery, die beharrlich zur Wand starrte. Reed vermutete, dass sie kurz davor war, den beiden den Mittelfinger zu zeigen und ihnen zu erklären, dass sie sich den Job sonst wohin stecken könnten. Das war einer der Gründe, warum er hier war. Er wollte sie vor sich selbst bewahren. Dafür hoffte er, dass sie das Gleiche vielleicht einmal für ihn tun würde.

Reed fächerte die Fotos aus, bis er Bilder der Opfer vom letzten Sommer gefunden hatte, die vor den Morden aufgenommen wurden, als sie alle noch ihre Hände besessen hatten. »Diese Menschen sind gestorben«, begann er langsam, »weil die Polizei von Woodbury mehr als drei Jahre brauchte, um zuzugeben, dass im Bezirk ein Serienmörder sein Unwesen trieb. Ellery schlug früh genug Alarm. Einige der Opfer lebten zu diesem Zeitpunkt noch.« Er zog die Fotografien mit den lächelnden Gesichtern vom Stapel und hielt sie in die Runde. »Meiner Meinung nach übt Ms Hathaway ihren Job bestens aus. Ich frage mich vielmehr, wann Sie endlich eine Untersuchung gegen die vielen Beamten einleiten, die nicht auf sie gehört

haben. Vielleicht sind eher sie diejenigen, die mit den Anforderungen der Polizeiarbeit überfordert sind.«

Wie nicht anders zu erwarten, beendeten die Beamten kurz darauf Reeds Befragung, und er wurde auf den Flur verbannt. Trotzdem blieb er da, wie ein Schuljunge, der neben seinem Spind wartete. Die Männer verließen zuerst den Raum, die Köpfe gesenkt und leise miteinander sprechend. Keiner würdigte Reed eines Blickes. Ellery entdeckte ihn sofort, als sie herauskam. Sie warf einen Blick über den mittlerweile leeren Flur und näherte sich ihm langsam. »Weißt du«, sagte sie, als sie vor ihm stehen blieb. »Du hättest auch einen Brief schicken können.«

Er legte den Kopf zur Seite, während er darüber nachdachte. »Ich glaube nicht, dass ein Brief die gleiche Wirkung gezeigt hätte. Wie lautet das Urteil?«

Sie zuckte mit den Achseln. »Heute wurden nur die Fakten zusammengetragen. Sie müssen erneut tagen, um zu einer endgültigen Entscheidung über meine Wiedereinsetzung in den Dienst zu kommen. Sie wollen den Termin so lange wie möglich hinauszögern, glaube ich, damit die Leute bis dahin vergessen haben, was letzten Sommer passiert ist.«

»Aha. Dann wünsche ich ihnen viel Glück dabei.«

Sie steckte die Hände in die Hosentaschen und betrachtete Reeds kleinen Rollkoffer. »Du fliegst gleich wieder zurück, nehme ich an?«

»Nein, noch nicht. Ich dachte, du möchtest vielleicht essen gehen?«

»Mit dir?«

»Ja. Du und ich. Das wäre die Gästeliste. Ich – ich könnte deinen Rat in einer Angelegenheit gebrauchen. Genauer gesagt, in einem Fall.«

»Du bittest mich um Rat? Fachlichen Rat? Ich weiß nicht, ob du da drinnen gerade aufgepasst hast, aber nach der vorherrschenden Meinung bin ich für die Polizeiarbeit ungeeignet.«

»Das würde ich so nicht sagen.« Er betrachtete sie von Kopf bis Fuß, sah die langen Beine, die runden Hüften und das dichte dunkle Haar. Nur weil er

geschäftlich hier war, bedeutete das nicht, dass er die Landschaft nicht ein bisschen bewundern durfte. »Mein Eindruck ist, dass du ziemlich geeignet dafür bist.«

Sie gab ihm einen freundschaftlichen Klaps auf den Arm. »Okay, Abendessen. Aber dieses Mal bezahle ich.«

Sie fuhren zu ihrer Wohnung, die sich in einer alten Gießerei befand. Die Fabrikhallen waren zu modernen Lofts umgebaut worden mit hohen Decken, großen Fenstern und gänzlich ohne Wandschränke. Reed hatte vor wenigen Monaten einige Nächte auf ihrer Couch kampiert und fühlte sich wie zu Hause, als er die Wohnung betrat. Auch der sechzig Pfund schwere Hund, der mit flatternden Ohren auf ihn zugerast kam, war ihm vertraut. »Ja, ja, ich bin wieder da, hallo«, begrüßte Reed ihn und versuchte, dem schlimmsten Gesabber auszuweichen. Mit seiner beträchtlichen Nase beschnupperte Speed Bump, der Basset, Reeds italienische Lederschuhe, während Ellery grinsend zusah.

»Er hat dich vermisst«, sagte sie. »Du hast eine Socke vergessen, als du das letzte Mal hier gewesen bist. Er hat sie drei Wochen lang herumgetragen.«

»Ich habe mich schon gefragt, wo die nur geblieben ist.«

»Irgendwo hier. Du kannst sie gern wieder mitnehmen.«

Reed verzog das Gesicht. »Nein, danke. Er ... er kann sie behalten.«

Ellery legte dem Hund die Leine an. »Ich drehe eine Runde mit ihm. Du kannst Pizza bestellen, wenn du willst. Die Nummer vom Lieferservice findest du am Kühlschrank.«

Normalerweise hätte er angeboten zu kochen. Doch seine Nerven waren derart angespannt, dass er sich womöglich einen Finger abgeschnitten hätte. Oder zwei. Also orderte er Pizza und wanderte anschließend durch das Wohnzimmer. Er blieb vor dem ersten und dann vor dem zweiten Fenster stehen, um nach Ellery Ausschau zu halten. Sie ertappte ihn dabei, als sie nach oben blickte, und schläng die Lederjacke fester um sich. Dann wandte sie sich um. Reed musste unwillkürlich lächeln und berührte das kalte

Fensterglas mit den Fingerspitzen. Ellery hatte versucht, vor ihrer Vergangenheit zu fliehen, indem sie den Namen und die Haarfarbe geändert hatte und siebenhundert Meilen weit weg gezogen war. Doch in all dem, was wesentlich war, würde sie immer sie selbst bleiben. Reed würde sie immer und überall erkennen.

»Du fährst also wieder nach Boston«, hatte seine Exfrau wie beiläufig bemerkt, als Reed die gemeinsame sechsjährige Tochter, Tula, abgesetzt hatte. »Zu diesem Mädchen, nehme ich an, oder?«

Für Sarit war Ellery noch immer die gepeinigte, verstörte Vierzehnjährige aus dem Bestseller, den sie und ihr Mann gemeinsam geschrieben hatten. Das Mädchen, das er aus dem Wandschrank eines Serienmörders befreit hatte, nur wenige Wochen nachdem er seinen Dienst als Polizist angetreten hatte. »Es ist nicht so, wie du denkst«, hatte er geantwortet.

Sarit, die bereits einen neuen Partner hatte – ein kluger alleinerziehender Mann und Vater einer von Tulas Klassenkameradinnen –, hatte daraufhin ein abschätziges Geräusch gemacht. »Was ich denke, ist völlig egal, Reed. Mir ist klar, dass ich dir nicht mehr länger zu sagen habe, was du tun oder mit wem du dich treffen sollst.«

»Aber ...?« Er hatte die Hände in die Hüften gestemmt und gespannt auf die geistreiche Spitze gewartet.

»Aber am Ende wird immer auf dich geschossen, wenn du sie siehst. Ist sie nicht immer noch vom Dienst suspendiert? Man hält sie für labil, oder nicht?«

»Ellery hat mir das Leben gerettet.«

»Ja, und du ihr. Vielleicht solltest du ihr deine Dienste aufkündigen, solange du die Nase noch vorne hast, was das gegenseitige Lebensretten angeht.«

Ellery kehrte zwanzig Minuten später mit einem Schwall winterlicher Luft zurück und unterbrach seine Gedanken. Speed Bumps Krallen scharrten über den Hartholzboden, als er auf Reed zugeraust kam, um ihn

erneut zu begrüßen, als hätten sie sich nicht vor wenigen Minuten erst, sondern jahrelang nicht gesehen. Ellery blieb im Eingangsbereich stehen. Vor dem dunkelvioletten Hintergrund und mit dem widerspenstigen Haar, der Lederjacke und den Stiefeln sah sie aus wie ein gefallener Engel. »Ich würde dich gerne durch meine Wohnung führen, aber sie besteht nur aus einem Zimmer, und das kennst du ja mittlerweile gut genug.«

»Zumindest das Sofa«, erwiederte Reed mit einem Blick darauf. Im Dezember hatte es ihm mehrere Tage als Bett gedient, nachdem Ellery, die nach ihrer Suspendierung im vergangenen Jahr nach Boston gezogen war, beschlossen hatte, noch rasch einen Serienvergewaltiger dingfest zu machen. In diesem Zusammenhang hatte sie ihn um Unterstützung gebeten.

»Ach ja? Von mir aus kannst du gerne wieder dort schlafen. Ich habe genug von dem verdammt Sofa. Bump liegt zwar den ganzen Tag darauf, aber für mich ist es zu einem Gefängnis geworden.«

Beim Klang seines Namens schubste der Hund seinen Napf mit der Nase durch das Wohnzimmer und ließ ihn demonstrativ vor Reeds Füßen stehen. Dann sah er ihn erwartungsvoll an und bellte einmal laut. »Ich habe nichts da außer einer Packung Cracker aus dem Flugzeug«, antwortete Reed, während er seine Hosentaschen abtastete.

Ellery griff nach dem Napf. »Erzählst du mir jetzt deine Geschichte?«, fragte sie über die Schulter hinweg, während sie das Trockenfutter holte. »Also die, wegen der du extra hergekommen bist, um meinen Rat einzuholen?«

Ein Klingeln an der Tür signalisierte die Ankunft der Pizzen. Reed blickte auf seine Tasche. Die tote Frau, die er darin versteckte, war vor vierzig Jahren gestorben. Sie konnte also auch noch eine Stunde länger warten. »Lass uns zuerst essen.«

Sie saßen auf den Barhockern an Ellerys Küchentheke, und die trockenen Pizzaränder stapelten sich, während sie aßen. Die Hängelampen über der Theke waren die einzige Lichtquelle in der Wohnung und schufen eine

intime Atmosphäre. »Was wirst du machen, wenn du nicht mehr in den Polizeidienst zurückkehren darfst?«, fragte Reed und füllte die Weingläser mit brombeerfarbenem Merlot.

»Weiß nicht. Vielleicht ziehe ich ins kanadische Saskatchewan und ziehe Otter auf.«

Er runzelte die Stirn. »Gibt's denn da viele?«

»Wenn ich erst mal dort bin, ja.«

»Ich denke, dass das Dezernat für interne Ermittlungen zur Vernunft kommen wird«, sagte er. »Du musst also nicht losziehen und die Tierwelt zusammentrommeln.«

Sie zuckte mit den Achseln und nippte an ihrem Wein. »Vielleicht werde ich danach den Dienst quittieren. Das wäre eine große Genugtuung, nachdem sie mich derart durch die Mangel genommen haben. Was ist mit dir? Wartest du noch immer auf diese Beförderung?«

»Äh, nein«, räumte er ein und lehnte sich zurück. »McGreevy hat sich Anfang des Jahres in den Vorruhestand versetzen lassen. Ich leite jetzt die Einheit – noch nicht offiziell, da das FBI sich trotzdem noch nach Bewerbern von außerhalb umschauen möchte. Damit würde die ungewöhnliche Aufgabe auf mich zukommen, Bewerbungsgespräche für einen Job zu führen, den ich bereits innehabe.«

»Wow, herzlichen Glückwunsch. Sie werden sich für dich entscheiden. Ganz bestimmt.«

Reed senkte den Kopf. Er war sich nicht so sicher. Außerdem war da noch sein aktuelles Problem. Wenn er etwas unternehmen wollte, musste es bald geschehen, bevor er vielleicht keine Möglichkeit mehr dazu haben würde. »Ich kann mir als Leiter der Einheit die Fälle aussuchen«, erklärte er.

»Aha«, sagte sie mit Genugtuung. »Dann sind wir wohl an dem Punkt angelangt, wo ich ins Spiel komme.«

Er holte seine Aktentasche und kehrte zur Kücheninsel zurück. »Ich kann aus Gründen, die du bald verstehen wirst, mit niemandem darüber

sprechen.« Sein Puls schnellte in die Höhe, als er in die Tasche griff und die Mappe herausnahm. Bisher war die Sache alleine sein Geheimnis gewesen. Sobald er es ausgesprochen hätte, wäre alles real und er könnte nichts mehr zurücknehmen. Reed breitete drei Tatortfotos auf der Theke aus. Die Schwarz-Weiß-Aufnahmen zeigten eine junge Frau, niedergemetzelt und blutüberströmt auf dem Boden liegend. Ihr Gesicht war bis zur Unkenntlichkeit zerstört, und aus ihrer Brust ragte ein Messer. »Das ist Camilla Flores«, begann er. »Am 11. Dezember 1975 brach jemand in ihre Wohnung ein und erstach sie. Wer immer der Eindringling war, sie wehrte sich heftig – überall in der Wohnung fand man Blutspritzer, und der Gerichtsmediziner zählte mehr als zwanzig Stichwunden an ihrem Körper.«

Ellery griff nach dem nächstgelegenen Foto und betrachtete es eingehend. »Wie entsetzlich«, murmelte sie.

Reed legte ein weiteres Bild auf die Theke. »Ihre Freundin und Nachbarin, Angela Rivera, meldete die Tat. Die eingetroffenen Beamten fanden neben der Tür eine Stereoanlage, ein Schmuckkästchen und mehrere Stapel Schallplatten vor, woraus sie schlussfolgerten, dass Camilla den Einbrecher überrascht haben musste, als sie nach Hause kam. Ich kann mich ihrer Ansicht allerdings nicht anschließen.«

»Warum nicht?«, fragte Ellery. Sie sah die Fotografien noch immer nachdenklich an und brachte sie wie Tarotkarten in eine andere Reihenfolge.

»Erstens trug Camilla eine für ihre Verhältnisse ungewöhnlich teure Uhr – siehst du sie da, am linken Handgelenk? Wieso hat der Einbrecher die nicht mitgenommen? Zweitens liegt eine Handtasche auf der Küchentheke offen herum.« Er tippte mit einem Finger auf die weiße Ledertasche, die man in dem Durcheinander leicht übersehen konnte. Camilla Flores schien keinen großen Wert auf Ordnung gelegt zu haben. »Die Tasche hätte schnelles Geld bedeutet. Der Einbrecher hätte sie sich auf dem Weg nach draußen schnappen können.«

»Vielleicht ist er nach dem Mord in Panik geraten und sofort hinausgestürmt, ohne etwas mitgehen zu lassen.«

»Ja, das war auch die Theorie der Polizei.« Reed räusperte sich zweimal. Er hatte einen Kloß im Hals. »Die Ermittler vor Ort haben diesen Ansatz beharrlich, aber ohne Erfolg verteidigt. Doch es gibt noch eine weitere Ungereimtheit an diesem Tatort. Camillas Baby. Ihr vier Monate alter Sohn schlief in seinem Kinderbett, als der Mord geschah. Wie war er dort hingekommen, wenn sie gerade erst die Wohnung betreten und einen Einbrecher überrascht hatte?«

»Baby«, sagte Ellery bedächtig und zog das Bild zu sich heran, um es besser betrachten zu können. Ihr Kopf schnellte hoch, und sie riss die Augen auf. »Das ist deine Mutter«, rief sie. »Du warst das Baby.«

Reed ließ den Kopf sinken zur Bestätigung. Er hatte Ellery die Wahrheit über sich bereits zu einem früheren Zeitpunkt erzählt. Seine leibliche Mutter war mit neunzehn Jahren in ihrer Wohnung ermordet worden. »Nach ihrem gewaltsamen Tod haben mich die Markhams adoptiert. Der Mord an Camilla Flores wurde nie aufgeklärt, wie du weißt.«

»Und das möchtest du endlich ändern. Jetzt, wo du Leiter der Einheit bist«, mutmaßte Ellery. Sie nahm eines der grauenhaften Fotos zur Hand und betrachtete es einen Moment lang. »Ich kann dich verstehen. Ich würde auch wissen wollen, was wirklich geschehen ist. Aber Reed ... das ist mehr als vierzig Jahre her.«

»Das ist mir durchaus bewusst«, entgegnete er mit heiserer Stimme.

Ellery sah ihn prüfend an. Ihr Blick war voller Mitgefühl, obwohl sie noch nicht einmal den schlimmsten Teil der Geschichte kannte. »Du hast den Fall schon einmal untersucht, wie du sagtest, und die Spur verlief im Sand.«

Sein Vater hatte ihm zum achtzehnten Geburtstag die nackten Tatsachen präsentiert. Als Reed die Arbeit beim FBI aufnahm, besaß er genügend Durchsetzungskraft, um die Mordakte einsehen zu können. Sie schien vollständig zu sein, jedoch unbefriedigend, weil es kein Ergebnis gab.

Damals glaubte er, dass daran nichts zu ändern war. »Ich weiß, was ich gesagt habe.«

»Du machst diesen Job jetzt seit zwanzig Jahren und hättest die Sache jederzeit offiziell untersuchen können. Aber du hast es nie gemacht«, sagte Ellery leise. »Warum jetzt?«

Reed ballte wiederholt die Hand zur Faust. »Weil ich ...« Er hielt inne und setzte erneut an, sein Herz schlug ihm bis zum Hals. »Weil es sein kann, dass mein Vater sie ermordet hat.«

2

»Dein Vater?«, fragte Ellery irritiert. »Meinst du deinen leiblichen Vater? Heißt das, dass du auch ihn gefunden hast?«

»Genau das«, antwortete Reed. »Und wie sich herausgestellt hat, war er schon immer da.«

»Ich bin mir nicht sicher, ob ich verstehe, was du damit meinst.«

»Erinnerst du dich an diese Idee, die meine Schwester an Weihnachten hatte? Dass wir unsere DNA analysieren lassen sollen?« Er beugte sich hinunter und holte seinen Laptop hervor.

Ellery nickte. Eine von Reeds zahlreichen Schwestern hatte beschlossen, dass die ganze Familie einen DNA-Test machen sollte, als eine Art Ahnenforschungsprojekt für ihren Vater. Sie hatte Reed gebeten, ebenfalls mitzumachen, obwohl er das einzige adoptierte Mitglied der Familie war. Ellery hatte diesen Vorschlag für einen grausamen Scherz gehalten. Doch Reed hatte seine Schwester verteidigt und darauf beharrt, dass sie keinesfalls Böses im Schilde führte, sondern Hoffnung hätte, ein gemeinsamer Ahne könnte auftauchen, wodurch sie letztlich doch Blutsverwandte wären. »Du hast gesagt, dass du dir nicht sicher wärst, ob du diesen Test machen möchtest«, erklärte Ellery.

»Das war ich mir auch nicht. Ganz und gar nicht. Aber dann habe ich meine DNA-Probe doch eingeschickt und die Ergebnisse erhalten. Allerdings hat es mehrere Wochen gedauert, bis ich mich dazu durchringen konnte, sie anzuschauen. Irgendwann habe ich gedacht, dass es besser wäre, sie zu kennen, und dass ich meiner Tochter zuliebe so viel wie möglich über meine Herkunft erfahren sollte.« Er drehte den Laptop zu Ellery, damit sie den Bildschirm sehen konnte. Eine Fülle von Informationen in Gestalt von Zahlen und Grafiken leuchtete ihr entgegen. Doch was ihr sofort ins Auge

sprang, waren die drei Namen, die unter dem von Reed aufgelistet waren: Kimberley, Suzanne und Lynette – Reeds ältere Schwestern. Wahrscheinliche Übereinstimmung: 99 Prozent. Wahrscheinliches verwandschaftliches Verhältnis: Halbgeschwister.

Ellery beugte sich weiter vor. »Ich bin mir nicht sicher, ob ich diesen DNA-Test richtig interpretiere«, sagte sie. »Bedeutet das, dass ihr doch miteinander verwandt seid?«

»Ja, wir alle vier«, antwortete Reed grimmig. »Es scheint, dass wir nicht nur deshalb Geschwister sind, weil ich adoptiert wurde, sondern auch, weil eine Blutsverwandtschaft vorliegt. Und da ich genug Familienfotos aus der Zeit gesehen habe, in der ich geboren wurde, weiß ich sehr genau, dass meine Mutter damals nicht schwanger war. Also muss mein Vater das genetische Bindeglied sein.« Reed tippte ein paar Mal auf die Tastatur und rief ein Bild von Angus Markham auf, dem Senator des Staates Virginia. Ein alternder Löwe mit vollem weißem Haar. »Hier, das ist mein reizender alter Herr.«

Ellerys Blick wanderte von dem Foto zu Reeds Gesicht und wieder zurück. »Was? Wie? Ich meine, ich weiß schon wie, aber ... Warum hat dein eigener Vater diese Farce abgezogen und dich adoptiert?«

»Weil er offensichtlich nicht wollte, dass jemand von seinem unehelichen Sohn erfuhr.« Reeds Stimme nahm einen scharfen Ton an. »Du hast die Fotos vom Tatort gesehen. Also kannst du dir vorstellen, warum. Was hätte er tun sollen – einschreiten und sagen: ›Das ist mein Kind. Ich habe auf einer Reise nach Vegas eine Kellnerin geschwängert, eine Latina?‹ Meinst du vielleicht, meine Mutter hätte das geduldet? Oder die Wähler in Virginia?«

»Er hätte dir die Wahrheit sagen können. Das war er dir schuldig.«

»Er hat mich aus einer Pflegefamilie heraus- und zu sich genommen, in ein prächtiges Herrenhaus«, sagte Reed finster. »Wahrscheinlich dachte er, das würde ausreichen. Außerdem, glaubst du etwa, dass er diesen Zündstoff

allein mit mir hätte teilen können? So etwas hätte die ganze Familie gesprengt.«

»Du gehst also davon aus, dass deine Mutter von alldem nichts weiß«, stellte Ellery fest. »Du denkst, dass er sie, ebenso wie dich, über die wahren Verhältnisse im Dunkeln gelassen hat.«

Reed rieb sich das Gesicht. »Ich weiß es nicht. Im Moment weiß ich gar nichts. Ich kann mir einfach nicht vorstellen, dass sie diese Sache all die Jahre gewusst und gute Miene zum bösen Spiel gemacht hat. Dad ist der Schauspieler in unserer Familie, nicht sie. Vielleicht bin ich aber auch derjenige, der hier gerade lügt. Der sich selbst belügt. Vielleicht will ich es einfach nicht wahrhaben.«

Ellery streckte eine Hand über die Küchentheke aus, berührte Reed aber nicht. »Tut mir leid«, murmelte sie. »Dass er dich die ganzen Jahre belogen hat, ist schrecklich. Trotzdem muss er dich geliebt und gewollt haben ...« Sie verstummte. Ihr eigener Vater hatte die Familie im Stich gelassen, als sie zehn gewesen war. Er hatte nie wieder zurückgeblickt – weder als Francis Coben sie entführt und misshandelt hatte noch als Daniel wenige Monate später an Leukämie gestorben war. Ellery hatte Wochen und Monate neben dem Telefon oder dem Fenster gewartet in der Hoffnung, dass John Hathaway sich an die Familie erinnerte, die er verlassen hatte. Unzählige Szenarien hatte sie entwickelt, um eine Erklärung dafür zu finden, warum er sich nicht meldete. Vielleicht war er ein Geheimagent, der seine Familie hatte aufgeben müssen, um sie zu beschützen. Vielleicht war er selbst Opfer einer Entführung geworden und wurde von einem Irren, ähnlich wie Coben, gefangen gehalten. Die Idee, ihr Vater könnte irgendwo eingesperrt sein und ihre Hilfe brauchen, weshalb die Familie ihn suchen gehen sollte, trug sie ihrer Mutter mit fünfzehn vor. Ellery musste einen schlechten Tag erwischt haben, einen, an dem Caroline Hathaway seit dem frühen Morgen mit Kochen, Saubermachen und der Pflege des todkranken Daniel beschäftigt war, denn ihre Antwort war ungewöhnlich schlicht und direkt: *Dein Vater ist*

gegangen, weil er ein anderes Leben führen wollte. Eins, das uns nicht miteinbezog. Wenn er uns haben will, weiß er genau, wo er uns finden kann. In der Zwischenzeit werden wir ihm nicht hinterherlaufen.

Sie gingen ihn also nicht suchen, und er ließ nie etwas von sich hören. Fünfzehn Jahre lang. Bis Ellery vor wenigen Wochen einen Brief mit der Absenderadresse John Hathaway, Franklin, Michigan, erhalten hatte, weitergeleitet von ihrer früheren Dienststelle in Woodbury. Sie hatte das Schreiben sofort in eine Schublade gesteckt. In ihrer Jugend hatte sie alle möglichen Entschuldigungen erfunden, um sein Verhalten zu rechtfertigen. Jetzt wusste sie – es gab keine Worte, mit denen er das wiedergutmachen konnte.

»Was hat dein Vater gesagt, als du ihm erzählt hast, was du herausgefunden hast?«, fragte sie Reed.

»Nichts. Ich habe noch nicht mit ihm darüber gesprochen.« Er betrachtete stirnrunzelnd das Foto von ihm auf dem Bildschirm.

»Wie bitte?« Ellery hätte Angus Markham die DNA-Ergebnisse sofort unter die Nase gehalten. »Er kann seine Vaterschaft nicht leugnen. Du hast den Beweis dafür, dass es so ist.«

»Ja, er müsste sich dazu bekennen, aber das genügt mir nicht mehr. Ich habe all die Jahre geglaubt, zu wissen, wer er ist – und wer ich bin. Jetzt stellt sich heraus, dass all das auf einer riesigen Lüge basiert. Ich will nicht nur einen kleinen Teil der Wahrheit wissen. Ich will die ganze Wahrheit wissen. Okay, ich kann beweisen, dass er mein leiblicher Vater ist – großartig. Aber ich will wissen, wer er war, als er mit dieser jungen Frau geschlafen hat. Ich will wissen, warum er sich nicht sofort gekümmert hat. Ich will wissen ...« Er brach den Satz ab und schluckte heftig. »Ich will wissen, ob er möglicherweise derjenige gewesen ist, der ihr das angetan hat.«

Ellerys Blick wanderte zu den entsetzlichen Tatortaufnahmen. »Glaubst du wirklich, dass er zu einer solchen Tat fähig ist?«